



16.11.2014

Helene Miklas

Amen

Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.

Hebräerbrief 1,1

Heidelberger Katechismus Frage 129 (die letzte Frage):

Was bedeutet das Wörtchen 'Amen'?

Amen heißt: Das soll in Erfüllung gehen. Mein Gebet wird umso gewisser von Gott erhört, wenn es der ehrliche Wunsch meines Herzens ist.

Liebe Gemeinde!

„Das ist so sicher wie das Amen im Gebet“, sagt ein Sprichwort. Und es stimmt: Stellen Sie sich ein Gebet in der Kirche ohne „Amen“ vor. Das würde uns irritieren, das Gebet wäre nicht abgerundet, es würde in der Schwebung bleiben.

„Amen“ sagen wir am Ende einer Predigt laut oder innerlich leise mit. Manchmal mit einem Seufzer der Erleichterung, wenn es gar so lange war, manchmal ein wenig schuldbewusst, wenn die Gedanken schon längst abgeschweift sind. Manchmal, idealer Weise aus dem Grunde unseres Herzens, weil der Pfarrer oder die Pfarrerin uns aus der Seele gesprochen hat.

„Amen“, sagen wir jeden Sonntag in der Kirche nach dem „Vater unser“. Überzeugt oder mechanisch.

„Amen“ das erleben wir und sprechen wir vielleicht noch am überzeugtesten beim Segen zum Abschluss des Gottesdienstes. Uralte Worte, die da gesprochen werden, mit Kraft: „Der Herr segne dich und behüte dich, er lasse sein Angesicht leuchten über dir...“ Sie stärken uns, sie bilden für uns die Brücke vom Gottesdienst zum Alltagsleben.

Aber was sagen wir eigentlich, wenn wir „Amen“ sagen? Vor allem, wenn wir nach dem Glaubensbekenntnis „Amen“ sagen? Das Glaubensbekenntnis ist doch, wenn wir ehrlich sind, voll mit steilen Aussagen. Wir haben sie heute nachgesprochen, wir haben sie danach auch noch einzeln, durcheinander gesprochen, gehört. Können wir das, was darin steht, so eindeutig bejahen, dass wir dazu „Amen“ sagen. Oder sagen wir dazu halt „Ja und Amen“ im Sinne des Sprichwortes „auf alles Ja und Amen sagen“?

Das würde nicht zu uns Reformierten passen. Ist es doch ein Kennzeichen unserer Konfession, das wir gerne und viel hinterfragen.

Und so scheint es passend, dass wir am Ende des Predigtzyklus über das Apostolische Bekenntnis das ganze Glaubensbekenntnis als solches Revue passieren lassen und uns Gedanken machen zu dem „Amen“, das wir dazu sprechen.

Es ist für uns wahrscheinlich kaum mehr nachvollziehbar, wie wild die Streitigkeiten um die Glaubensbekenntnisse in den ersten Jahrhunderten gewesen sind. Um jede Formulierung wurde mit Herzblut und mit scharfen Argumenten gekämpft, bis auch unser Apostolisches Glaubensbekenntnis seine jetzige Form erreicht hatte. Die Streitigkeiten sind später noch einmal heftig aufgeflackert im 19. Jahrhundert. Pfarrer haben damals einzelne Formulierungen als unmodern abgelehnt, z.B. „geboren von der Jungfrau Maria“ - auch die Worte „niedergefahren zur Hölle“, wie es früher geheißen hat, wurden heftig diskutiert. Die Pfarrer hielten mit ihrer Kritik nicht hinter

den Busch. Ja, einige von ihnen wurden sogar ohne Pensionsansprüche entlassen. Es hat also etwas bedeutet, das Glaubensbekenntnis! Jetzt aber holt es keinen Hund mehr hinter dem Ofenhöcker. Es hat keinen Platz in unseren reformierten Gottesdiensten und scheint zu einer leeren Hülle verkommen zu sein oder zu verkommen. Bei der Taufe wird es noch gesprochen, doch gibt es auch hier Stimmen, die meinen, es sollte weggelassen werden. Denn können die Taufeltern dazu wirklich noch „Amen“ sagen? Auch wenn es heißt: „Ja, mit Gottes Hilfe, Amen?“ Vielleicht wäre es ehrlicher, es wegzulassen und zu sagen: Heutzutage dein Kind taufen zu lassen, ist ja Glaubensbekenntnis genug. Diskutiert wird über die Inhalte des Glaubensbekenntnisses kaum mehr. Und auf keinen Fall ist es mehr lebendige Grundlage unseres Glaubens. Ein Stück Dogmatik mit vielen richtigen Worten vielleicht, die aber mit unserem Leben und Alltag nur mehr wenig zu tun haben. Unwillkürlich fällt mir dabei der Witz des Ballonfahrers ein in einer der vielen Variationen, die es gibt:

Zwei Männer in einem Heißluftballon haben sich verirrt. Sie gehen tiefer und sehen einen Mann am Boden. Sie sinken noch weiter ab. Der eine Mann ruft: „Entschuldigung, können Sie mir helfen? Ich weiß nicht, wo ich bin.“ Der Mann am Boden antwortet: „Sie sind in einem Heißluftballon“. Sagt der Ballonfahrer zu seinem Freund: „Das muss ein Pfarrer sein.“ „Warum?“, fragt dieser. „Erstens hat er eine laute Stimme, zweitens hat er absolut Recht und drittens kann man gar nichts damit anfangen.“

Es fällt aber auf, dass in dem Maße, wie in den Kirchen die Bekenntnisse an Bedeutung verlieren, das Bekennen in der säkularen Welt immer wichtiger wird. Jede Organisation, die etwas auf sich hält, hat ein Leitbild, eine Philosophie. Und immer mehr bürgert sich dafür auch auf Deutsch der Begriff „Mission statement“, ein. Eine Erklärung der Identität ist es, aber viel mehr: Wirklich eine Art Bekenntnis, was die Organisation ist und wofür sie steht und einsteht. Du musst dich als Mitarbeiterin „committen“, wie es auch schon auf Neudeutsch heißt, dich dazu bekennen. Und wenn du dich nicht committest und kein Commitment hast zum mission statement in der

Organisation, wirst du dort nicht alt werden. Und auch Schulen arbeiten momentan in einem großen Entwicklungsprogramm an einem bestimmten Schwerpunkt, der für ihre Schule kennzeichnend ist. Alle Lehrenden arbeiten daran mit, damit sie alle sich committen und Teil des Leitbildes, des mission statement sind. Ist das eigentlich nicht eine eigenartige Diskrepanz? In den Kirchen verstecken wir etwas verschämt unser Glaubensbekenntnis als altes Eisen, wenn wir es überhaupt noch kennen. Die weltlichen Institutionen hingegen überholen uns. Sie suchen nach dem, wofür sie stehen. Sie suchen nach ihren Grundsätzen, nach dem Sinn, nach Spiritualität, nach dem, was ein bisserl mehr ist als die Produkte, die verkauft werden. Sie suchen nach den Ideen, die Realität schaffen, denn sie wissen: Sachzwänge sind nur die halbe Wahrheit. Erinnern Sie sich an die Schriftlesung vom sinkenden Petrus? Vielleicht ist Jesus auch für uns zum wandelnden Gespenst geworden. Wir erkennen ihn nicht mehr oder nur noch schemenhaft. Im Anfangslied allerdings haben wir aus voller Brust gesungen „Mein Herz hängt treu und feste, an dem, was dein Wort lehrt“ – und zum Schluss: „Dein Wort, Herr, nicht vergehen, es bleibet ewiglich...“

Doch vielleicht ist es schon ein Glaubensbekenntnis heutzutage, überhaupt in die Kirche zu gehen. Ein commitment, das gar nicht leicht genommen werden darf. In England, wo ich teilweise wohne, sind ja die Kirchenglocken fast zur Gänze verschwunden. Und die Kirche, wie sie sich auch bemüht, ist kaum mehr Teil der Gesellschaft. Exotisch ist es da schon, in die Kirche zu gehen, ja, eine Art Glaubensbekenntnis, was mit Verwunderung von meinen Nachbarn gesehen wird.

Und doch. Was wäre eigentlich, wenn wir das Glaubensbekenntnis nicht hätten? Zu ganz bestimmten wichtigen Zeiten unserer Geschichte hat es Menschen ermöglicht, sehr klar Stellung zu beziehen. Ich denke an die Bekennenden Christen im Nationalsozialismus, die deutlich mit der Grundlage der Bekenntnisse sagen konnten, was für sie Sache war und was nicht. In der Barmer Erklärung 1934 heißt es: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das

wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre ...“ und dann kommen alle jene Aussagen, die die Bekennende Kirche zu einer bekennenden und zu einem Leuchtfeuer in einer dunklen Zeit gemacht haben. Und 1945 bekannte die Evangelische Kirche in Deutschland (und zwar die Vertreter der „Bekennenden Kirche“!) gegenüber der Weltöffentlichkeit: „Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“ – Moritz Arndt schrieb in schwierigen Zeiten 1819 das etwas unbekannte Lied EG 257, das wir nachher auch singen werden: „Ich weiß, woran ich glaube, ich weiß, was fest besteht, wenn alles hier im Staube, wie Staub und Sand verweht. Ich weiß, was ewig bleibt, wo alles wankt und fällt, wo Wahn die Weisen treibet und Trug die Klugen prellt“. Ja, es sind alte Worte, aber sie zeigen eine ganz tiefe Wahrheit und Wirklichkeit auf. Eine Grundlage, eine Basis, von der heraus wir unser Leben erst leben können.

In der Schriftlesung haben wir die Geschichte vom sinkenden Petrus gehört. Leider wird die Geschichte immer wieder vom Sinken her und vom so genannten fehlenden Glauben seitens Petrus gesehen. „O, du Kleingläubiger“, das klingt so schön moralisch. Es heißt ja auch in der Überschrift „Der sinkende Petrus“. Ich hätte die Neigung die Überschrift zu verändern: „Der tollkühne, bekennende Petrus“ Denn ist dieser Petrus in seinem Enthusiasmus nicht äußerst liebenswürdig und sympathisch? Wagemutig setzt er den Schritt aus dem Boot heraus aufs offene Meer. Das Wasser wird ihm vielleicht bis zum Hals stehen, aber er traut sich doch. Kein lauwarmes „Amen“ von ihm, sondern Leidenschaft. Enthusiasmus im Sinne von In-Gott-Sein. Ein wenig davon könnten wir wirklich brauchen, wie skeptisch wir einem solchen blinden Unterfangen auch gegenüberstehen. Und Jesus greift sogleich nach seiner Hand. Petrus braucht nicht wie ein begossener Pudel dazustehen. Der kleine Ruf reicht: „Herr, hilf mir“, ein kurzes SOS (Save our Souls). Jesus war es, der die Hand ausstreckte und die Hand von Petrus ergriff. Brauchst nicht zu zweifeln, ich bin da. Selbst ergreifen konnte er es nicht, er wurde ergriffen.

Und so sahen es auch die Christen aus den ersten Jahrhunderten, die dieses Glaubensbekenntnis bei ihrer Taufe gesprochen haben. Sie wussten, dass sie ergriffen worden waren. Aber gleichzeitig war ihr Bekenntnis ein klares Mission statement für sie: Eine Aussage, vielleicht weniger über Gott, sondern über sich selbst. Und so müssen wir auch wie mit einem Schalter, den wir umlegen, jetzt mit einem ganz neuen Blick auf uns schauen. Wenn ich sage, dass Gott der allmächtige Vater ist, was sagt das über meine eigene Macht und Ohnmacht aus? Wenn ich meine, dass Gott Schöpfer von Himmel und Erde ist, in welcher Verantwortung stehe ich dann? Wenn ich spreche: „Geboren von der Jungfrau Maria“ – was bedeutet es für mich in meinem Menschsein, dass Gott ganz und gar Mensch geworden ist? Was bedeutet das Leiden Jesu unter Pontius Pilatus für mein eigenes Leiden? Und wenn alles wegfällt, was mich stützt und trägt: meine Familie, meine Gesundheit... - was bedeutet für mich dann seine Auferstehung von den Toten und das ewige Leben? Jeden Satz müsste ich immer wieder neu durchbuchstabieren und für mich auf mein Leben umsetzen. Alltag wird es vielleicht wirklich nicht, aber mein Leben ist mehr als Alltag, ist Existenz, existenziell. Und von diesem Boden her lebe ich meinen Alltag und lebe ganz sicher anders. Ich weiß letztlich, ich brauche mich nicht am eigenen Schopf herauszugreifen, wie der Baron von Münchhausen. Meine Hand wurde ergriffen und wird ergriffen.

Nein, Gott braucht unser Bekenntnis nicht. Aber ich denke, dass wir es dringend brauchen. Wir sind geneigt, Gott zu sehr aus der Pflicht zu nehmen. Ihn links liegen zu lassen. Hiob ist ein gutes Beispiel dafür, wie es auch ganz anders geht. Wie ein Terrier mit einem Ball im Mund, den er absolut nicht loslassen will, gibt er seine Meinung nicht auf: So kann's nicht sein, Gott handelt hier nicht richtig mit meiner Krankheit. Aber er hält an Gott fest, er geht bis ans Äußerste der Beziehung. Beziehung bedeutet, sich einzulassen. Etwas wagen. Mut haben, wie Petrus ins kalte Wasser zu steigen.

Und da sind wir nun endgültig beim „Amen“, denn das ist es auch, was „Amen“ be-

deutet. Nicht halt Ja und Amen sagen, sondern „sich fest machen, sich verankern, sich ausrichten auf Gott.“ Im hebräischen Wort schwingt noch etwas sehr Spannendes mit: die Worte Handwerk und Kunst. Handwerk: Das ist die Seite der Treue, der Verlässlichkeit, der Mühe, des Übens, dabeibleiben. Kunst: Das ist die Seite des Wagnisses, des Risikos, der Kreativität, des Aufbruchs und des Immer-Neu-Probierens.

Karl Barth, der Schweizer Theologe hat das einmal auf den Punkt gebracht, als er gesagt hat: „Lieber etwas Problematisches, allzu Mutiges und darum Korrektur- und Vergebungsbedürftiges tun als gar nichts!“

Wenn ich das „Amen“ nicht in dem Geist von Treue und Wagnis spreche, dann gibt es keine Hoffnung, keine Zukunft – auch wenn es manchmal eine Hoffnung auf Zukunft gegen alle Realität ist.

Das mag eine letzte kleine Geschichte noch verdeutlichen, mit der ich die Predigt abschließen möchte:

„Auf der langen, mühsamen Flucht nach dem Zweiten Weltkrieg haben zwei kleine Schwestern es fertig gebracht, immer wieder mit einem Kranz von Löwenzahn, Gänseblümchen, oder was immer sie auch fanden, im ungekämmten Haar aufzutauchen. Kopfschüttelnd habe man sie angeschaut. Aber es sei auch – inmitten der Ängste – wie ein Zeichen gewesen aus einer anderen Welt: Eine Hoffnung auf ein unbeschwerteres und wieder gutes Leben. Und es war, wie wenn die Kinder das eigensinnig hoch- und festgehalten haben mit ihren Kränzen.“

Amen.